

Hinrich Lühmann
Zur Einrichtung eines Arbeitsfeldes
»Literatur und Psychoanalyse«¹

Zwei Wünsche haben mich dazu verleitet, die heutige Intervention anzumelden. Ich wollte einen Beitrag dazu leisten, dass wir über den notwendigen und schwierigen Assoziationsgeschäften nicht die Arbeit an und mit der Theorie vergessen; und ich möchte den Vorschlag, ein Arbeitsfeld »Literatur und Psychoanalyse« einzurichten, dadurch stützen, dass ich einige erste Fragen stelle und im Kleinen zu illustrieren versuche, welchen Ertrag sie vielleicht haben könnten.

Zwei Wünsche also ... wenn es nach dem Gesetz der Märchen geht, hätte ich noch einen dritten frei; vielleicht verbirgt er sich irgendwo und irgendwie in dem, was ich jetzt vortragen will. In der Regel ist es ja so, dass man sich mit dem dritten Wunsch das Erlangte wieder vom Leibe wünschen muss - was könnte das hier sein?

Wie dem auch sei, unversehens bin ich mitten im Thema gelandet. Wunsch und Märchen sind keine schlechten Stichworte für das Feld, das da zu bearbeiten wäre.

Der Kluge belehrt uns über die Etymologie des Wortes »Märchen«. Einem germanischen **mera* mit dem Bedeutungsfeld »hervorragend, bedeutend«, »groß, ansehnlich«, dessen Komparativ uns zu unserem »mehr« führt, entspricht im Althochdeutschen *märf*, im Mittelhochdeutschen *moere* »Kunde, Nachricht« (denken Sie an Luthers »Ich bring euch gute, neue Mär«), im Frühneuhochdeutschen *merechyn* für kleine Erzählungen in Versform, die vor allem erfundene Stoffe behandeln; erst die Brüder Grimm haben aus dem daraus entwickelten *Märlein* /Märchen unser gemütliches und auf den ersten Blick entschärfendes »Märchen« werden lassen.

Es geht also zunächst um Erzähltes, das die Eigenschaft eines Anderen als das Alltägliche hat und das für den, dem erzählt wird, ein Besonderes, ein »Mehr«, ein Darüber-Hinaus und ein Wo-Anders ist. Die logische Umseite ist, dass es einem Minder des Alltäglichen korrespondiert. Dabei sind die zwei Varianten denkbar, dass es dieses Minder neben dem Mehr im Text verkörpert (und wie das geschieht, wäre zu untersuchen) oder dass es dieses Minder (wie im Kitsch) auszusparen versucht.

Vielleicht - ich weiß, das ist sehr kurz - ist es weniger das Mehr als eben seine Wurzel, das Minder, der Mangel, der uns zur Identifikation und zu den roten Bäckchen mit erfundenen Ersatzgebilden zwingt, wenn wir lesen.

Es gibt, denke ich, viele Fragen, die aus unserer Erfahrung, der der Psychoanalyse, an literarische Texte zu stellen wären; vielleicht könnten sich aus diesen Fragen Arbeitsvorhaben ergeben; ich will einige streifen.

1. Gewiss ist Literatur auch eine Produktion des Unbewussten. Soll man sie nicht entziffern wie seine anderen auch, endlich Dinge über den Autor erfahren, die wir schon immer wissen wollten, aber auf den gewohnten Wegen nicht erreichen konnten? Goethe und anderen ist man mit solchen Versuchen sehr nahegetreten - aber: auch nahegekommen?

¹ Brief der Psychoanalytischen Assoziation *Die Zeit zum Begreifen* Nr. 5 vom 20.2.1990

»Auch« eine Produktion des Unbewussten, aber eine andere. Ein literarischer Text ist kein Traum, ich vermute, dass er sein eigenes Subjekt erzeugt, so dass man auf das voyeuristische Vergnügen intimer Funde verzichten müssen.

2. Vielleicht gibt es ein anderes, reineres Vergnügen der *Trouvaille*. Freud an Schnitzler: »So habe ich den Eindruck gewonnen, dass Sie durch Intuition - eigentlich aber in Folge feiner Selbstwahrnehmung - alles das wissen, was ich in mühseliger Arbeit an anderen Menschen aufgedeckt habe«. Hat der Autor in seinen Texten ein Wissen niedergelegt, das er selbst gewiss nicht immer wusste, gilt es dieses Wissen zu artikulieren.

Zunächst erwartet uns da die Lust des Wiederfindens: Begriffe, Erfahrungen, Figuren, Theiestücke - Belege gleichsam für die Validität unserer Theorie. Der Ödipus des Sophokles. Der Zusammenhang von Sexualität und Wissen, der das Volksbuch vom Dr. Faustus durchzieht. Goethes unverhüllte Beschwörung des verlorenen Objektes: » Ich besaß es doch einmal, was so köstlich ist! « (An den Mond). Hamlets Begehren.

Nebenbei: wenn das Herzstück der Freudschen Psychoanalyse in einer Art literarischen Sündenfalls der Psychoanalyse in den Figuren eines Literatur gewordenen Mythos wiedergefunden und artikuliert worden ist - welche Konsequenzen hat dies für den Status der PsA?

3. Ob aus dieser Lust des Wieder-Vorfindens - ist Sie mehr als ein Sonderfall des allgemeinen Lesevergnügens? - auch die Arbeit der Theoriebildung werden kann? Dergestalt, dass uns nach dem Lesen, ausgehend vom Gelesenen, wie nach dem Hören des auf der Couch Gesagten kleinere oder größere Theiestücke bewusst werden?

4. Umgekehrt: Gibt es einen Gewinn für das sogenannte Textverständnis? Gewiss doch; und die Literatur hält das gut aus. Einer nannte literarische Texte »Maschinen zum Interpretieren«; warum nicht auch psychoanalytisches Interpretieren?

5. Und über das Interpretieren hinaus: Gibt es von der Psychoanalyse her einen Fortschritt der literaturwissenschaftlichen Theoriebildung? Wenn das sprachliche Kunstwerk auch eine Bildung des Unbewussten ist, dann müsste von der Seite der Psychoanalyse her zumindest die Besonderheit dieses Gebildes bestimmt werden können. Und so weit, weiter aber nicht, denke ich, können wir mitreden.

6. Das bisher Gesagte, Gefragte blickt auf die Sinnseite, die Bedeutungsebene des sprachlichen Kunstwerkes, dessen Besonderheit gegenüber den anderen Künsten ja darin liegt, dass es, weil es von Sprache ist, auch mit dem Sinn spielt. Was aber lässt sich in psychoanalytischen Kategorien über die Form sagen, die gewiss was anderes ist als die sekundäre Bearbeitung; wie ist ihr Zusammenhang mit dem Mangel? Geht es in der Literatur anders als in der Musik um das Spiel mit einer Verdoppelung des Mangels: im Verfehlen der Sinnseite, im Unzulänglichen der vollkommenen Form? Ist Form das, was in unserer Erfahrung der Körper ist?

Der Fragenkatalog ist noch längst nicht am Ende. Ich will ihn aber abbrechen und lieber eine kleine Illustration für das beisteuern, was ich *Trouvaille* genannt habe. Und da eingangs von Märchen die Rede war, lassen Sie mich dabei bleiben.

Mir fällt ein »Märchen aus der neuen Zeit« ein. Es ist von E.TA.Hoffmann, dessen *Sandmann* Freuds Text über das Unheimliche grundiert. Der Goldne Topf. Ein Märchen aus der neuen Zeit, dies der vollständige Titel, ist kein »Volksmärchen«, ein »Kunstmärchen« auch nicht, denn hier wird von keiner abgetrennten Zauberer- und Feenwelt berichtet; vielmehr spielt das Wunderbare in den Bürgeralltag hinein.

Anselmus, so heißt der Held der Geschichte, ist ein junger Tölpel, der durchaus eine bürgerliche Karriere machen möchte - Hofrat würde er gern -, doch verdirbt er alles durch

seine Unbeholfenheit. Er stolpert auf dem Dresdner Markt in einen Obststand, gibt sein letztes Geld als Entschädigung und hetzt unter den Flüchen der *Äpfelfrau* von dannen. Verstört dämmert er unter einem Holunderbusch ein, wo er drei kleine Schlangen wahrnimmt, in deren eine er sich verliebt. Von seinen beamteten Freunden wird er wieder zur Vernunft gebracht und an den alten »Archivarius« Lindhorst vermittelt, der Schreibearbeiten für ihn hat.

Dieser Herr Lindhorst hat erstaunliche Angewohnheiten. So hockt er bei Gelegenheit in einem Punschkrug, um wirren Gesprächen der Bürger zuzuhören, oder fliegt als Geier durch die Lüfte. Er berichtet den Herren von seiner merkwürdigen Verwandtschaft - ein Bruder ist Drache von Beruf - und führt einen wahrhaft dramatischen Zaubererkampf mit dem *Äpfelweib* auf, das sich zuvor einmal in einen Türknauf verwandelt und damit Anselmus, dem sie nicht gewogen ist, in verständliches Erschrecken versetzt hat. Es verliert den Kampf und endet verdientermaßen als Runkelrübe.

Anselmus, der seinen Schreibearbeiten zunächst nicht gewachsen war, ja, sogar ein wichtiges Dokument mit Tinte besudelt hat, wird zum vollendeten Abschreiber. Abschreibend erfährt er den Mythos des Lindhorst: einst ein Salamander, schlief er, entgegen dem Verbot des Geisterfürsten Phosphorus mit dessen Tochter und wurde auf die Erde strafversetzt. Nach einigem Schwanken und Zweifeln glaubt Anselmus an diese Wunderwelt und erhält zum Lohn Serpentina, die Schlange, die natürlich des Lindhorst Tochter ist, zur Frau und wird nach Atlantis versetzt, wo er fortan als Dichter wirkt.

Dieser Text lässt sich auf mehreren Ebenen lesen.

Zum Beispiel als Satire am Bürgertum, dessen Repräsentanten Transzendenz höchstens noch im Suff erfahren und einen, der zu ihr den Zugang sucht, als armen Irren belächeln oder als liebenswerten Tollpatsch und Narren, wenn er ihnen nicht gar des Teufels ist.

Freilich ist E.T.A. Hoffmann subtiler, da er offen lässt, ob nicht die Bürger recht haben und alles ein Hirngespinnst des Anselmus oder, eine Stufe raffinierter, des Autors ist - bevor Anselmus die Marktfrau als Türknauf wahrnimmt, hat er zur Stärkung auf nüchternen Magen einen Likör gekippt, und der Text selber ist nach Auskunft des Autors des Nachts nicht ohne Arak entstanden.

Dieses Offenlassen, was gilt, ob es ein anderes als die empirische Realität gibt oder nicht, komprimiert sich in der zehnten Vigilie. Junge Studierende finden Anselmus am Geländer einer Elbbrücke vor. Er hingegen wähnt sich eingesperrt (oder: ist er es?) in einer Flasche hoch auf einem Regal in Lindhorsts Arbeitszimmer und tadelt die fröhlichen jungen Leute, die sich doch eigentlich ebenfalls eingesperrt in Nachbarflaschen befinden, dass sie ihre wahre Lage nicht bemerken. Er war zur Strafe in die Flasche geraten, weil er unter dem Vernunftinfluss seiner Bürgerfreunde nicht mehr »glaubte«. Symptom seiner Missachtung der Zauberwelt ist das Besudeln der alten Texte; Symbol seiner Trennung von ihr ist das Eingesperrtsein in der Flasche neben den Bürgerkindern, alle durch Glas von der nicht-rationalen Wirklichkeit der anderen Welt getrennt.

Welche der beiden Welten ist die Wirklichkeit? Was gilt, Bürgervernunft oder Glaube? Wer verkennt da? Anselmus die Wirklichkeit? Die Bürgersöhne ihre und des Anselmus Vernunftbefangenheit, die sie vom Wunderbaren trennt? Wer die richtige Wahrnehmung hat, wessen Realität gilt, auf wessen Seite die Wahrheit ist, ist unentscheidbar, bleibt in der Schwebe.

Es wird deutlich, dass E.T.A. Hoffmann damit ein Mittel gefunden hat, das Andere, das das Nicht-Rationale ist, weiter zu behaupten. Dieses Andere ist das dem Herrendiskurs des Selbstbewusstseins nicht Zugängliche.

Damit reißt er einen Ort auf, wo sich ein anderes produzieren kann. Hier, bei dem Romantiker Hoffmann, tritt an diesen Ort ein mythisches Wissen, ein recht konfuse Mythenkonglomerat, das auch nicht dadurch seriöser wird, dass einzelne Elemente - Salamander, Phosphor, Lilien, Drachen - und ihre Relationen sich aus der zeitgenössischen Naturphilosophie auflösen lassen. »Orientalischen Schwulst« nennt einer der Bürger den Mythos. Dies ist aber nur die eine Seite, denn dieses Wissen, das sich an dem ausgehobenen Ort produziert, ist zugleich ein unbegriffenes Wissen von Genealogie, Sexualität und verlorener Identität. Lindhorst nennt es »das Wahrhaftigste, was ich euch auftragen kann, ihr Leute«.

Ich war an dieses Märchen geraten, weil ich hoffte, hier einen Beleg dafür zu finden, dass mit Hilfe Freudscher oder Lacanscher Theoriestücke Literatur zu lesen sei, und in diesem beliebig gewählten Text - nun ja, wir wissen alle, was hier Beliebtheit heißen kann - zeigt es sich sofort, dass das geht.

Es wird mir auch deutlich, was weniger interessiert: den Text als klinische Studie eines Wahns zu lesen - wie von manchen der Woyzeck gelesen wird -, als die Entwicklung eines Subjektes zum vollkommenen Wahn, der in der Szene auf der Elbbrücke manifest ist mit einem häufig begegnenden Symptom: der Empfindung des Eingesperrtseins, der Existenz, »wie hinter einer Glasscheibe« und dem Ende in der totalen Realitätsentfremdung, hier symbolisiert mit dem irrealen Atlantis - das alles wäre deskriptiv.

Nun ist mit diesen Bemerkungen das Märchen aus neuerer Zeit nicht ausgeschöpft. Ich habe einen Teil bisher unterschlagen.

Es geht um Wahrheit und es geht um den Dichter, der die Wahrheit sagt.

Anselmus wird ein »Dichter«. Dies, indem er bei Lindhorst kopiert, Schriftzeichen abmalt. Alte Texte, Ägyptisches und Älteres (als das Märchen geschrieben wurde, war Champollions Entdeckung ad portas, aber noch nicht bekannt), Texte, die als pure Signifikanten Vorlagen, wirre Zeichen, »krause Züge und Schnörkel«, dem Anselmus zunächst ohne Sinn, die sich dann aber im nicht verstehen wollenden Kopieren als sinnvoll enthüllen und den Mythos offenbaren.

Nicht verstehen wollen ... als Anselmus dies vermag, ist er der Wahrheit des alten Textes nahe, die aber unsagbar bleibt und nur in den Schattenfiguren des manifest wirren Mythos dargestellt werden kann. Er erkennt diese Wahrheit an, tritt in der Verbindung mit Serpentina ein in die Genealogie und kann nun seinerseits die Wahrheit »sagen« - als »Dichter« ...

Aber dies alles nur in Gegenwart eines »Archivarius«, der das alte Wissen hortet, eines, dem zauberhafte Kräfte zugeordnet werden, eines *Sujet supposé savoir*, das ihm seine Alltagsratio vergessen hilft, seine bisherige Schrift zerstört, ganz wie ein Sokrates dem Menon, freilich eines *Sujet supposé savoir*, das in einer Genealogie steht; und die Wahrheit, die Anselmus erfährt und die im Gewände des Mythos steckt, ist die, dass dieser sein Schwieger-Vater nur Repräsentant ist jener Welt und - schuldig.

Ich breche hier aber ab, weil dieses wohl auch zu Ihrer Unterhaltung gedachte Impromptu zu neuen Fragen führt und damit »die mühselige Arbeit«, von der Freud spricht, das ernste Forschen beginnen müsste, das zum Unterhalten nicht mehr dienen kann, ist doch die Wissenschaft nach einem anderen Wort Freuds »die vollkommenste Lossagung vom Lustprinzip, die unserer psychischen Arbeit möglich ist« (GW VIII, 67).

(Intervention auf einer Versammlung der Assoziation am 13. Januar 1990.)